

Sind die Deutschen noch gesellig?

Von Heinrich Zillich

Der ehemalige deutsche Gesandte Hermann Neubacher erzählt in seinen Erinnerungen aus dem zweiten Weltkrieg, daß es den einfachen Leuten in Südosteuropa unerträglich sei, einen Gast aus Armut nicht bewirten zu können; ein Mann in Kreta, dessen Hütte er betrat, überreichte ihm feierlich das einzige, was er besaß, auf einem Weinblatt eine Nuß.

Ein trefflicheres Beispiel dafür, was echte Gastfreundschaft ist und wie sie dem Gastgeber Würde verleiht, kenne ich nicht, obwohl ich jene Herzlichkeit tausendmal erlebte, mit der in den östlichen Ländern unseres Erdteils Gäste aufgenommen und beherbergt werden. Ich selber habe wie etwas Selbstverständliches und in jedem Fall doch immer aufs neue tief Befriedigendes oft solche Gastfreundschaft üben dürfen, weil ich aus einem der deutschen Siedlungsgebiete des Karpatenraumes stamme, wo man mit der Muttermilch die Lust zur Gastlichkeit einsaugt. Wer zu uns kam, besonders die Binnendeutschen, den drückte man an die Brust. Das geschah so allgemein, daß man sagen könnte, es sei Sitte gewesen. Es trieb uns aber kein Gebot, sondern ein inneres Bedürfnis dazu. Wer sich anders verhalten hätte, der wäre allerdings als sittenlos aufgefallen, er hätte das Gesicht verloren, er wäre verachtet worden.

In Westeuropa gibt es Gegenden, wo man nichts dabei findet und es fast zur Regel erhob, keinen Gast in der eigenen Stube zu bewirten; sobald die Essensstunde naht, führt man ihn ins Wirtshaus und reicht ihm die Speisekarte mit der Aufforderung, sich die Gerichte zu wählen, die ihm schmecken. Dieses Verfahren ist, wenn man will, auch eine Art von Gastfreundschaft, entschuldbar und begreiflich bei Junggesellen ohne Haushalt, bei Eheleuten freilich eine äußerst bequeme Lösung, die verrät, daß man sich des Gastes wegen keine Mühen macht. Der Kreter mit der Nuß auf dem Weinblatt hat zweifellos mehr Kultur, mehr Herz und Stolz.

Gott sei Dank, die Deutschen beköstigen den Gast noch in ihren vier Wänden und freuen sich, wenn er sich behaglich fühlt, dennoch fiele ein Vergleich mit der Überschwenglichkeit, die ihn im Osten hätschelte, zu ihren Ungunsten aus.

Geselligkeit ohne gastfreundschaftliches Gefühl ist schrecklich und beleidigend. Wer bloß, um einer äußerlichen Verpflichtung nachzukommen oder um seiner Eitelkeit zu fröhnen, hundert Gäste einladet und sie kühl abfüttert, ist weder gesellig noch gastfreundlich.

Geselligkeit heißt, sich um andere kümmern, an ihnen Anteil nehmen, sie anhören, mit ihnen sprechen zu können. Ob wir in diesem rechten Sinn noch gesellig sind, ist mit einem glatten Nein oder Ja nicht zu beantworten. In Dörfern und kleinen Städten, sofern sie ihr hergebrachtes geistiges Gefüge nicht eingebüßt haben, lebt Geselligkeit als ein Teil der gern befolgten Sitte wie ehedem und erwächst hier ganz natürlich aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl. Nachbarn, Verwandte, Gesinnungsfreunde, Menschen mit denselben Bestrebungen, sei es Sport, Spiel oder eine höhere Vorliebe, drängt es zueinander; häufig, nicht immer, ergeben sich daraus gesellige Zusammenkünfte, die nach einer rasch sich bildenden Ordnung aufeinanderfolgen, Jahre und Jahrzehnte lang, nicht selten in einem Kreis, darin sich schon die Großväter bewegten und nun die Enkel tummeln. Aber unzählige Männer und Frauen bleiben von solchen freundlichen Bindungen unberührt — sie stehen allein, sie sehnen sich vielleicht nach Geselligkeit, doch da ihre Umgebung durch keine Sitte mehr genötigt wird, den Nebenmenschen zu beachten, nimmt sich ihrer niemand an, wenn sie nicht selbst sich den Zutritt in einen geselligen Kreis zu öffnen verstehen.

Ein aufrüttelndes Ereignis kann sie aber aus der Vereinsamung reißen. Nach der Katastrophe des Jahres 1945, als die nachbarliche Hilfgemeinschaft der Bombennächte jäh abgelöst wurde vom Bewußtsein gänzlicher Ohnmacht, ergriff plötzlich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit uns Machtlose, besonders dort, wo herumstreunende Banden oder bedenkenlose Nutznießer der Stunde alle Sicherheit bedrohten. Man hatte kaum einen Bissen, wußte nicht, ob man aus der Wohnung gejagt werde, fürchtete Häscher und Plünderer; in diesem Zustand des Ausgeliefertseins erblühte für viele dunkle Monate eine Geselligkeit, die Bekannte und Unbekannte umschloß und schöner war, als ich sie je im Osten erfahren hatte. Die einzige Zigarette wurde entzweigebrochen und dem Nachbarn angeboten. Beim Schein einer Kerze ergaben sich Feste der Aussprache. Man brauchte nicht zu tanzen und zu lärmen, um sich einander zu nähern, nur eine Melodie erklang dabei, die der Worte, die aus den Herzen stiegen. Es war Gastfreundschaft ohne Geld, würdig, ernsthaft und sogar voll Fröhlichkeit, man teilte das Brot, gab und nahm, einander zugetan im Bann einer Geselligkeit, die diesen Namen verdiente. Not veredelt manche Menschen, gewiß nicht alle, denn nebenan trieben die Bratenriecher der Mächtigen ihr Geschäft; die anständigen Deutschen schienen damals im verwehrten Zimmer mit knurrendem Magen besser zu sein als vor- und nachher.

Die deutschen Wörter Gemüt und Gemütlichkeit lassen sich in andere Sprachen nicht übersetzen; was sie besagen, gehört auch zu unserer Geselligkeit wie der Punkt aufs i, mehr als äußerlicher Aufwand, volle Schüsseln und Festkleider.

Als nach der Währungsreform die Not zu versiegen begann, bei einigen schnell, bei anderen langsam, bei etlichen nicht, zerfiel das Zusammengehörigkeitsgefühl der Nachbarn noch geschwinder, als sich die Taschen füllten. Menschen, die uns ihre Sorgen offen wie einem Bruder erzählt hatten, während sie ihren Rübensyrup auf unser Brot strichen, fahren jetzt grußlos im Mercedes an uns vorbei. Wir haben uns nichts mehr zu geben.

Ein tüchtiges Volk! Durch Arbeit strampelte es sich aus dem Elend heraus. Wurde es dadurch wertvoller? Wenn es nicht arbeitet, rast es durch die Landschaften, gierig nach Neuem. Ist es noch gesellig? Millionen werden es sein, in Dörfern, Klein- und Großstädten, wo Vereine, Klubs und berufliche Kameradschaft ein Häuflein zusammenfassen. Nachbarliche Geselligkeit ist abgestorben. Gastfreundschaft als Pflicht der eigenen Würde, wie bei dem Kreter mit der Nuß auf dem Weinblatt, findet sich selten. Man verliert das Gesicht nicht, man macht sich höchstens unbeliebt, wenn man Gäste scheut.

Ein Rest leerer Anstandsregeln beherrscht uns als Verkehrsvorschrift, die dafür sorgt, daß wir aneinander vorübergehen können, ohne uns anzurempeln. Aneinander Vorübergehen! In den großen Miethäusern sitzt jeder in seiner Wohnwabe, er hört rechts und links, über und unter sich die andern rumoren, namenlose Bienen in einem Bau, über den als Königin die Gleichgültigkeit für den Nächsten gebietet. Man grüßt sich nicht einmal auf der Treppe. Der Nächste — welch ein altes heiliges Wort! Der Nächste, den man lieben soll! Wir haben sehr wenige Nächste unter demselben Dach. Purzelt aber ein Kind vom Treppengeländer vor unsere Füße und schlägt sich die Nase blutig — oh, dann erfüllen wir die Anstandsregel, wir heben es auf, bringen es zu seiner Mutter. Ein paar Redensarten, Dankesworte, „Bitte, es war doch selbstverständlich.“ Man lächelt, grüßt. Aus! Die Verkehrsordnung wurde eingehalten.

Wenn vor dem ersten Weltkrieg, selbst in Großstadthäusern, eine Familie zuzog, machten Mann und Frau, er im Gehrock, sie in sonntäglicher Gala, allen Nachbarn einen Besuch. Wer es unterlassen hätte, wäre über die Achsel angesehen worden. Man lebte damals noch miteinander; daraus entstand natürliche Geselligkeit. Gesellschaftliche Form schafft eben Geselligkeit und macht sie zur Form des Zusammenlebens. Freilich, sie muß gepflegt werden, und dazu fehlt heute den meisten die Zeit. Früher arbeitete man mehr als acht Stunden, genoß keinen freien Sonabend und hatte Zeit. Offenbar stimmt mit uns etwas nicht. Wir haben das Bedürfnis nach Geselligkeit eingebüßt. Die Hast, in der wir arbeiten, tötet das Vermögen, uns den Nächsten zu widmen. Wir sind so stumpf und müde, weil wir auch die Muße zur Hast erniedrigen. An all dem ist der Verfall der gesellschaftlichen Formen und der guten Sitte schuld, die es einst forderten, den Nachbar zu suchen und ihm einen Teil des Gefühls zuzuwenden. Allein die Beziehungen zwischen Verwandten, Kindern und Eltern blieben weithin unangetastet. Kann man ihr Verhältnis als Geselligkeit bezeichnen? Zwischen ihnen wirken tiefere Kräfte.

Die kulturelle Bedeutung der Salons in glücklicheren Zeiten äußerte sich nicht darin, daß Menschen von Geist bei einem klugen gastfreundlichen Mann oder seiner noch klügeren Frau regelmäßig zusammenkamen, plauderten, klatschten, spotteten, sondern darin, daß künstlerische und politische Fragen die Gäste erregten und sie nach Urteilen und Lösungen suchen ließen. Ein sachliches Anliegen also adelte die Zusammenkünfte und verlieh ihnen die kräftige Ausstrahlung, die ganze Epochen beeinflusste. Wo solch ein sachliches Interesse besteht, wird Geselligkeit gewichtig und schöpferisch.

Wir haben keine Salons mehr. Dafür aber zeigen uns die Modejournale täglich, wie man eine Wohnung einrichtet, die Tafel deckt und vor der Terrasse ein Schwimmbecken anlegt. Zahllose Leute, die es sich leisten können, gehorchen der Anweisung, und „gestalten“ Lebensführung und Heim darnach. Die Hausbar des Filmstars muß jeder Dutzendsnießer mit Geld haben. Keine Dame des Rokoko, bei der sich die Künstler versammelten, hätte im Salon die Theke einer Kneipe geduldet und wie eine Kellnerin Getränke gemischt. Den Stil ihres Hauses bestimmte sie selbst, natürlich nach den Formen der guten Gesellschaft und aus Freude am menschlichen Umgang. Sie ließ sich vom Stil der Gaststätten nicht im eigenen Heim überwältigen. Sie bedurfte keiner Belehrung, daß Geselligkeit Gespräch ist und nicht im nachgeahmten Rahmen einer Schenke gedeiht, daß der Tanz die Geselligkeit nur beschwingt, wenn er die Gespräche nicht beseitigt, und daß auch die Musik das Wort nicht verdrängen darf. Heute sind viele jener Gesellschaften, die man mit Recht Parties nennt, nichts weiter als eine pausenlose Kette von Tänzen, die artistische Fertigkeit voraussetzen und bloß unterbrochen werden vom raschen Hinunterschütten eines Mischgetränkes. Einst wußten die Deutschen und Franzosen — und manche von ihnen wissen es noch — was Wein ist und wie man ihn trinkt. Edle Weine verlangen Andacht. Stille und besinnliches Gespräch. Beim Geschmetter der Musikmaschinen entschwindet ihr Duft und die Blume. Darum verbreiten sich, durchaus folge-

richtig, die Bastardgetränke, die aus traditionslosen Gegenden stammen, wo kein Wein wächst und der Bartisch der Altar der Zusammenkünfte ist. An dieser Barbarei, die wie jede andere heute mit dem speißbürgerlichen Anspruch auftritt, der letzte Modeschrei zu sein, ermißt sich die Entartung unserer Geselligkeit. Ein Studentenkommers mutet dagegen wie ein Symposion der Götter an; jede Tafelrunde eines Vereins hat zehnmal mehr Gemütlichkeit und Geist als solche Parties, bei denen man kaum zum Sitzen kommt. Wer vermag stehend lebendige Gespräche zu führen oder einen alten Mosel zu würdigen?

Wahrscheinlich bilden sich Formen, Sitten und wirkliche Geselligkeit nur, wenn bestimmte ideelle Werte für die Menschen einer Gesellschaft und schließlich eines ganzen Volkes unbestreitbar gültig sind. Zwei große Kriege, Unheil sondergleichen ließen fast kein Ideal unversehrt. Das wirkt sich am heftigsten bei der Jugend aus, der ein höherer Lebensinhalt nicht vermittelt wurde. Darum verfällt sie den Unarten, die man als Merkmale der „Halbstarken“ beklagt. Sie betrüge sich anders, hätte man gewagt, ihr geistige Bedürfnisse und Ideale einzupflanzen. Ihre Kriminalität, ums Mehrfache ärger als in den düstersten Jahren des Krieges, entsteht aus der inneren Leere, die diese ständig lärmenden, lümmelnden, von schräger Musik umtönten Burschen und Mädchen quält und ihnen die Fähigkeit nahm, sich in der Muße allein oder mit anderen vernünftig zu beschäftigen.

Dennoch kann uns nur die Jugend wieder eine neue wahrhafte Geselligkeit bescheren. Bei ihr wird der Pendel am schärfsten zurückschlagen. Es gibt schon Anzeichen dafür, daß es sie anzuwidern beginnt, den Mund ausschließlich zum Pfeifen zu gebrauchen, und daß sie nach den Exzessen der Formlosigkeit Form ersehnt. Vor fünfzig Jahren vollzog sich in der Bewegung der Wandervögel und der Bündischen eine breite und tiefgreifende gesellschaftliche Erneuerung, weil wegweisende Ideale erfaßt worden waren und Herz und Geist bestimmten. Eine solche Besinnung der Jugend setzt sich sehr schnell durch, schafft Sitte und Regel. Und dann wird man erstaunt bemerken, daß überall im Volk noch unzählige Inseln frischer Geselligkeit vorhanden sind, die jetzt als unmodisch nicht beachtet werden; wie aus einer Überschwemmung werden sie auftauchen und ordnende Kraft entfalten. Eine Wirtschaftskrise wäre dafür eine gnädige Hilfe, denn sie zwänge uns zum Nachdenken. Aber bedarf es dieses Zwanges?

Unser Dasein ist keineswegs so harmlos, wie es das Treiben des Alltags vorgaukelt. Wir sitzen weltpolitisch auf einem Pulverfaß, wir haben geschichtliche Aufgaben, die wir meistern müssen, um nicht Sklaven zu werden. Erkennen wir, was uns auferlegt ist, und lassen wir uns davon durchdringen — wozu das Schicksal uns nötigen wird — so belebt sich auch das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Wurzel aller gesellschaftlicher Form und jeder Geselligkeit.

Horthys umdatierte Geheimschriften und die Ungarndeutschen

Von Johann Weidlein

In Heft 3/1963 (S. 158—162) dieser Blätter berichtete ich über Horthys Geheimschriften (*Horthy Miklós titkos iratai, Budapest, 1962*) und befaßte mich auch mit dem Brief, den der ungarische Reichsverweser im März 1938 Hitler geschrieben hatte (S. 170—173 der Geheimschriften); unter Versicherungen seiner Freundschaft empfiehlt er die Umsiedlung der Ungarndeutschen nach Deutschland.

Da man in Ungarn heute bemüht ist, die Vertreibung der Schwaben auf die Tätigkeit des „Volksbundes der Deutschen in Ungarn (VDU)“ zurückzuführen, hielt ich es

Von
Heinrich Zillich

Deutschen
Sind wir noch gesellig?

Der ehemalige deutsche Gesandte Hermann Neubacher erzählt in seinen Erinnerungen aus dem zweiten Weltkrieg, daß es den einfachen Leuten in Südosteuropa unerträglich sei, aus Armut einen Gast nicht bewirten zu können; ein Mann in Kreta, dessen Hütte er betrat, überreichte ihm feierlich das einzige, was er besaß, auf einem Weinblatt eine Nuß.

Ein trefflicheres Beispiel dafür, was echte Gastfreundschaft ist und wie sie dem Gastgeber Würde verleiht, kenne ich nicht, obwohl ich jene Herzlichkeit tausendmal erlebte, mit der in den östlichen Ländern unseres Erdteils Gäste aufgenommen und beherbergt werden. Ich selber habe wie etwas Selbstverständliches und in jedem Fall doch immer aufs neue tief Befriedigendes oft solche Gastfreundschaft üben dürfen, weil ich aus einem der deutschen Siedlungsgebiete des Karpatenraumes stamme, wo man mit der Muttermilch die Lust zur Gastlichkeit einsaugt. Wer zu uns kam, besonders die Binnendeutschen, drückte man an die Brust. Das geschah so allgemein, daß man sagen könnte, es sei Sitte gewesen. Es trieb uns aber kein Gebot, sondern ein inneres Bedürfnis dazu. Wer sich anders verhalten hätte, der wäre allerdings als sittenlos aufgefallen, er hätte das Gesicht verloren, er wäre verachtet worden.

In Westeuropa gibt es Gegenden, wo man nichts dabei findet und es fast zur Regel erhob, keinen Gast in der eigenen Stube zu bewirten; sobald die Essensstunde naht, führt man ihn ins Wirtshaus und reicht ihm die Speisekarte mit der Aufforderung, sich die Gerichte zu wählen, die ihm schmecken. Dieses Verfahren ist, wenn man will, auch eine Art von Gastfreundschaft, entschuldbar und begreiflich bei Junggesellen ohne Haushalt, bei Eheleuten freilich eine äußerst bequeme Lösung, die verrät, daß man sich des Gastes wegen keine Mühen macht. Der Kretter mit der Nuß auf dem Weinblatt hat zweifellos mehr Kultur, mehr Herz und Stolz.

Gott sei Dank, die Deutschen beköstigen den Gast noch in ihren vier Wänden und freuen sich, wenn er sich behaglich fühlt, dennoch fiel ein Vergleich mit der Überschwenglichkeit, die ihn im Osten hätschelte, zu ihren Ungunsten aus.

Geselligkeit ohne gastfreundschaftliches Gefühl ist schrecklich und beleidigend. Wer bloß, um einer äußerlichen Verpflichtung nach-

der Nachbarn ihr Geschäft, die anständigen Deutschen wählten diese zu kommen oder um seiner Eitelkeit zu fröhnen, hundert Gäste einladet und sie kühl abfüttert, ist weder gesellig noch gastfreundlich.

Geselligkeit heißt, sich um andere kümmern, an ihnen Anteil nehmen, sie anhören, mit ihnen sprechen zu können. Ob wir in diesem rechten Sinn noch gesellig sind, ist mit einem glatten Nein oder Ja nicht zu beantworten. In Dörfern und kleinen Städten, sofern sie ihr hergebrachtes geistiges Gefüge nicht eingebüßt haben, lebt Geselligkeit als ein Teil der gern befolgten Sitte wie ehemals und erwächst hier wie überall aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl. Nachbarn, Verwandte, Gesinnungsfreunde, Menschen mit denselben Bestrebungen, sei es Sport, Spiel oder eine höhere Vorliebe, drängt es zueinander; häufig, nicht immer, ergeben sich daraus gesellige Zusammenkünfte, die nach einer rasch sich bildenden Ordnung aufeinanderfolgen, Jahre und Jahrzehnte lang, nicht selten in einem Kreis, darin sich schon die Großväter bewegten und nun die Enkel tummeln. Aber unzählige Männer und Frauen bleiben von solchen freundlichen Bindungen unberührt - sie stehen allein, sie sehnen sich vielleicht nach Geselligkeit, doch da ihre Umgebung durch keine Sitte mehr genötigt wird, den Nebenmenschen zu beachten, nimmt sich ihrer niemand an, wenn sie nicht selbst sich den Zutritt in einen geselligen Kreis zu öffnen verstehen.

Ein aufrüttelndes Ereignis kann sie aber aus der Vereinsamung reißen. Nach der Katastrophe des Jahres 1945, als die nachbarliche Hilfsgemeinschaft der Bombennächte jäh abgelöst wurde vom Bewußtsein gänzlicher Ohnmacht, ergriff plötzlich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit uns Machtlose, besonders dort, wo herumstreunende Banden oder bedenkenlose Nutznießer der Stunde alle Sicherheit bedrohten. Man hatte kaum einen Bissen, wußte nicht, ob man aus der Wohnung gejagt werde, fürchtete Häscher und Plünderer; in diesem Zustand des Ausgeliefertseins erblühte für viele dunkle Monate eine Geselligkeit, die Bekannte und Unbekannte umschloß und schöner war, als ich sie je im Osten erfahren hatte. Die einzige Zigarette wurde entzwei-gebrochen und dem Nachbarn angeboten. Beim Schein einer Kerze ergaben sich Feste der Aussprache. Man brauchte nicht zu tanzen und zu lärmern, um sich einander-zu-nähern, nur eine Melodie erklang dabei, die der Worte, die aus den Herzen stiegen. Es war Gastfreundschaft ohne Geld, würdig, ernsthaft und sogar voll Fröhlichkeit, man teilte das Brot, gab und nahm, einander zugeten im Bann einer Geselligkeit, die diesen Namen verdiente. Not veredelt manche Menschen, gewiß nicht alle, denn nebenan trieben die Bratenrieher

der Mächtigen ihr Geschäft; die anständigen Deutschen schienen damals im verwahrlosten Zimmer mit knurrendem Magen besser zu sein als vorher und nachher.

Die deutschen Wörter Gemüt und Gemütlichkeit lassen sich in andere Sprachen nicht übersetzen; was sie besagen, gehört auch zu unserer Geselligkeit wie der Punkt aufs i, mehr als äußerlicher Aufwand, volle Schüsseln und Festkleider.

Als nach der Währungsreform die Not zu versiegen begann, bei einigen schnell, bei anderen langsam, bei etlichen nicht, zerfiel das Zusammengehörigkeitsgefühl der Nachbarn noch geschwinder, als sich die Taschen füllten. Menschen, die uns ihre Sorgen offen wie einem Bruder erzählt hatten, während sie ihren Rübensyrup auf unser Brot strichen, fahren jetzt grußlos im Mercedes an uns vorbei. Wir haben uns nichts mehr zu geben.

Ein tüchtiges Volk! Durch Arbeit strampelte es sich aus dem Elend heraus. Wurde es dadurch wertvoller? Wenn es nicht arbeitet, rast es durch die Landschaften, gierig nach Neuem. Ist es noch gesellig? Millionen werden es sein, in Dörfern, Klein- und Großstädten, wo Vereine, Klubs und berufliche Kameradschaft ein Häuflein zusammenfassen. Nachbarliche Geselligkeit ist abgestorben. Gastfreundschaft als Pflicht der eigenen Würde wie bei dem Kreter mit der Nuß auf dem Weinblatt, findet sich selten. Man verliert das Gesicht nicht, man macht sich höchstens unbeliebt, wenn man Gäste scheut.

Ein Rest leerer Anstandsregeln beherrscht uns als Verkehrsvorschrift, die dafür sorgt, daß wir aneinander vorübergehen können, ohne uns anzurempeln. Aneinander Vorübergehen! In den großen Miethäusern sitzt jeder in seiner Wohnwabe, er hört rechts und links, über und unter sich die andern rumoren, namenlose Bienen in einem Bau, über den als Königin die Gleichgültigkeit angesichts der Nächsten gebietet. Man grüßt sich nicht einmal auf der Treppe. Der Nächste - welch ein altes heiliges Wort! Der Nächste, den man lieben soll! Wir haben sehr wenige Nächste unter demselben Dach. Purzelt aber ein Kind vom Treppengeländer vor unsere Füße und schlägt sich die Nase blutig - oh, dann erfüllen wir die Anstandsregel, wir heben es auf, bringen es zu seiner Mutter. Ein paar Redensarten, Dankesworte, XXI "Bitte, es war doch selbstverständlich." Man lächelt, grüßt. Aus! Die Verkehrsordnung wurde eingehalten.

Wenn vor dem ersten Weltkrieg, selbst in Großstadthäusern, eine Familie zuzog, machten Mann und Frau, er im Gehrock, sie in sonntäg-

licher Gala, allen Nachbarn einen Besuch. Wer es unterlassen hätte, wäre über die Achsel angesehen worden. Man lebte damals noch miteinander; daraus entstand natürlich ^{aus} Geselligkeit. Gesellschaftliche Form schafft eben Geselligkeit und macht sie zur Form des Zusammenlebens. Freilich, sie muß gepflegt werden, und dazu fehlt heute den meisten die Zeit. Früher arbeitete man mehr als acht Stunden, genoß keinen freien Sonabend und hatte Zeit. Offenbar stimmt mit uns etwas nicht. Wir haben das Bedürfnis nach Geselligkeit eingebüßt. Die Hast, in der wir arbeiten, tötet das Vermögen, uns den Nächsten zu widmen. Wir sind so stumpf und müde, weil wir ^{an} die Muße ~~selber~~ zur Hast erniedrigen. An all dem ist der Verfall der gesellschaftlichen Formen und der guten Sitte schuld, die es einst forderten, den Nachbar zu suchen und ihm einen Teil des Gefühls zuzuwenden. Allein die Beziehungen zwischen Verwandten, Kindern und Eltern blieben unangetastet. Kann man ihr Verhältnis als Geselligkeit bezeichnen? Zwischen ihnen wirken tiefere Kräfte.

Die kulturelle Bedeutung der Salons in glücklicheren Zeiten äußerte sich nicht darin, daß Menschen von Geist bei einem klugen gastfreundlichen Mann oder seiner noch klügeren Frau regelmäßig zusammenkamen, plauderten, klatschten, spotteten, sondern darin, daß künstlerische und politische Fragen die Gäste erregten und sie nach Urteilen und Lösungen suchen ließen. Ein sachliches Anliegen also adelte die Zusammenkünfte und verlieh ihnen die kräftige Ausstrahlung, die ganze Epochen beeinflusste. Wo solch ein sachliches Interesse besteht, wird Geselligkeit gewichtig und schöpferisch.

XX

Wir haben keine Salons mehr. Dafür aber zeigen uns die Modejour-nale täglich, wie man eine Wohnung einrichtet, die Tafel deckt und vor der Terasse ein Schwimmbecken anlegt. Zahllose Leute, die es sich leisten können, gehorchen der Anweisung, und "gestalten" ^{ihre} Lebensführung und Heim darnach. Die Hausbar des Filmstars muß jeder Dutzendspießer mit Geld haben. Keine Dame des Rokokos, bei der sich die Künstler versammelten, hätte im Salon die Theke einer Kneipe geduldet und wie eine Kellnerin Getränke gemischt. Den Stil ihres Hauses bestimmte sie selbst, natürlich nach den Formen der guten Gesellschaft und aus Freude am menschlichen Umgang. Sie ließ sich vom Stil der Gaststätten nicht im eigenen Heim überwältigen. Sie bedurfte keiner Belehrung, daß Geselligkeit Gespräch ist und nicht im nachgeschmten Rahmen einer Schenke gedeiht, daß ⁱⁿ der ^Kanz ^g die Geselligkeit nur beschwingt, wenn er die Gespräche nicht beseitigt, und daß auch die Musik das Wort nicht verdrängen darf. Heute sind viele Gesellschaften, die man mit

gener

Recht Parties nennt, nichts weiter als eine pausenlose Kette von Tänzen, die artistische Fertigkeit voraussetzen und bloß unterbrochen werden vom raschen Hinunterschütten eines Mischgetränkes. Nur die Deutschen und Franzosen wußten - und manche von ihnen wissen es noch - was Wein ist und wie man ihn trinkt. Edle Weine verlangen Andacht, Stille und besinnliches Gespräch. Beim Geschmetter der Musikmaschinen entschwindet ihr Duft und die Blume. Darum verbreiten sich, durchaus ~~ferigerienzig~~ folgerichtig, die Bastardgetränke, die aus traditionslosen Gegenden stammen, wo kein Wein wächst und der Bartisch der Altar der Zusammenkünfte ist. An dieser Barbarei, die wie jede andere heute mit dem Spießbürgerlichen Anspruch auftritt, der letzte Modeschrei zu sein, ermißt sich die Entartung unserer Geselligkeit. Ein Studentenkommers mutet dagegen wie ein Symposium der Götter an; jede Tafelrunde eines Vereins hat zehnmal mehr Gemütlichkeit und Geist als solche Parties, bei denen man kaum zum Sitzen kommt. Wer vermag stehend lebendige Gespräche zu/führen oder einen alten Mosel zu würdigen?

Wahrscheinlich bilden sich Formen, Sitten und wirkliche Geselligkeit nur, wenn bestimmte ~~ideale~~ Werte für die Menschen einer Gesellschaft und schließlich eines ganzen Volkes unbestreitbar gültig sind. Zwei große Kriege, Unheil sondergleichen ließen fast keine Ideale unversehrt. Das wirkt sich am heftigsten bei der Jugend aus, der ein höherer Lebensinhalt nicht vermittelt wurde. Darum verfällt sie den Unarten, die man als Merkmale der "Halbstarken" beklagt. Sie betrüge sich anders, hätte man gewagt, ihr geistige Bedürfnisse und Ideale einzupflanzen. Ihre Kriminalität, ums Mehrfache ärger als in den düstersten Jahren des Krieges, entsteht aus der inneren Leere, die diese ständig ~~lärmenden~~, lümmelnden, von schräger Musik umtönten Burschen und Mädchen quält und ihnen die Fähigkeit nahm, sich in der Muße allein oder mit anderen vernünftig zu beschäftigen.

Dennoch kann uns nur die Jugend wieder eine neue wahrhafte Geselligkeit bescheren. Bei ihr wird der Pendel am schärfsten zurückschlagen. Es gibt schon Anzeichen dafür, daß es sie anzuwidern beginnt, den Mund ausschließlich zum Pfeifen zu gebrauchen, und daß sie nach den Exzessen der Formlosigkeit Form ersehnt. Vor ~~fünfzig~~ Jahren vollzog sich in der Bewegung der Wandervögel und der Bündischen eine breite und tiefgreifende gesellschaftliche Erneuerung, weil wegweisende Ideale erfaßt worden waren und Herz und Geist ~~neu~~ ~~richtig~~ bestimmten. Eine solche Besinnung der Jugend setzt sich sehr schnell durch, schafft Sitte und Regel. Und dann wird man er-

staunt bemerken, daß überall im Volk noch unzählige Inseln frischer Geselligkeit vorhanden sind, die jetzt als unmodisch nicht beachtet werden; wie aus einer Überschwemmung werden sie auftauchen und ordnende Kraft entfalten. Eine Wirtschaftskrise wäre dafür eine gnädige Hilfe, denn sie zwänge uns zum Nachdenken. Aber bedarf es dieses Zwanges?

Unser Dasein ist keineswegs so harmlos, wie es das Treiben des Alltags vorgaukelt. Wir sitzen weltpolitisch auf einem Pulverfaß, wir haben geschichtliche Aufgaben, die wir meistern müssen, um nicht Sklaven zu werden. Erkennen wir, was uns auferlegt ist, und lassen wir uns davon durchdringen - wozu das Schicksal uns nötigen wird - so belebt sich auch das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Wurzel aller gesellschaftlicher Form und jeder Geselligkeit.



staunt bemerken,